

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 60.

Donnerstag den 12. März 1903.

18. Jahrgang.



Tier-Operationen. Kürzlich hat der Tierarzt Klingner in Berlin an einem Elefanten eine interessante Operation vollzogen. Nachdem er sich durch eine Narkose mit ihm angefreundet hatte, schnitt er ihm eine große Geschwulst auf. Das Tier verhielt sich hierbei ruhig und äußerte seine Freude über die ihm zu teil gewordene Erleichterung durch trompetenartige Laute. — Dekartige Fälle sind schon wiederholt vorgekommen, müssen aber doch immerhin als Seltenheit betrachtet werden. — Graf Götz erzählt folgendes Erlebnis: Sein Elefant hatte sich einen Dorn in den Fuß getreten. Als bald blieb er stehen, hob den verwundeten Fuß in die Höhe und forderte damit den Mohai, der hinter seinen Ohren sitzt und ihn mittels eines Stabes lenkt, in nicht mißzuverstehender Weise auf, ihm zu helfen. Dieser stieg sofort ab und schnitt ihm mit seinem stumpfen Messer den Dorn aus der Fußhöhle. Das arme Tier brüllte laut vor Schmerz, hielt aber den Fuß gelassen hin, bis die Operation vollendet war. — Von einem Steinadler, der im Fuchseisen mit zerhacktem Fuchse gefangen war, erzählte Perty, daß der Jäger und seine Tochter dessen Fuß schienten und verbanden. Nachdem das ein paar Tage geschehen war, streckte ihnen der Vogel, sobald sie nahten, jedesmal zum frischen Verband den Fuß hin, bis er geheilt war. — Eine Steinfräse, welcher Dr. Girtanner in St. Gallen einen Flügelknochen- und Beinbruch heilte, fügte sich ziemlich gehuldig in die nötigen Vorkehrungen und erwies sich intelligent und zuverlässig. — Am merkwürdigsten dürfte eine Operation gewesen sein, die Dr. Martini an einem kranken Schimpanse vornahm, dem ein Geschwür aufgeschnitten werden mußte. Er schildert sie folgendermaßen: Betäubung durch Chloroform war infolge der schweren Erkrankung der Lunge unterlag; Chloroform, in einer Gabe von drei Gramm verschluckt, angewandt, bewirkte kaum einen Halbschlummer, nicht aber Bewußtlosigkeit. Nach dreistündigem erfolglosen Warten gingen wir endlich mit Gewalt ans Werk. Vier Männer sollten das Tier festhalten. Umsonst: Mit Ausbietung aller seiner Kräfte schlenkerte der Schimpanse die Leute zur Seite und hörte nicht eher zu toben auf, bis wir die vermeintlichen Beiniger zur Türe hinausgewiesen hatten. Was durch Zwangsmittel nicht zu erreichen gewesen war, sollte jetzt zu unserem Erstaunen freiwillig gewährt werden. Wieder beruhigt durch gütliches Jureden und Liebkosungen, gestattete der Leidenbe ohne Widerstreben eine nochmalige Untersuchung der Halsgeschwulst und leitete auch diesmal bittenden Blickes meine Hand. Dies mußte uns ermutigen, die Operation ohne Hilfe behelfender Mittel und ohne jegliche Fessel zu wagen. Auf dem Schooße seines Pflegers sitzend, beugte der Affe den Kopf rückwärts und ließ sich willig in dieser Stellung festhalten. Die erforderlichen Schnitte waren rasch geführt; das Tier zuckte weder, noch gab es einen Laut des Schmerzes von sich. Eine Menge dünnflüssiger Eiter quoll hervor, und mit seiner Entleerung schwand die Geschwulst. — Bei Hunden muß selbst der eigene Herr sich dorsehen, wenn er eine Operation vornehmen will. Deshalb sehe man verwundeten Hunden einen Maulkorb auf, wenn man die Wunden nähen will. Ein Bekannter von mir besaß eine große Neufundländerhündin, die äußerst zutraulich war. Doch bis sie ihren eigenen Herrn sehr gefährlich in die Oberlippe, als dieser eine Wunde, die sie erhalten hatte, betastete. — Es wäre aber Unrecht, die Hunde deswegen für weniger intelligent zu halten, als andere Tiere, speziell für dummer als Elefant und Affe. Bei ihnen macht sich wahrscheinlich ihre Raubthiernatur geltend, die ihnen gebietet, sich keinen Schmerz gefallen zu lassen. Daher erklärt es sich wohl auch, daß zahlreich bissige Tiere, denen man sonst Intelligenz keineswegs absprechen kann, z. B. der Löwe, sich in das eigene Fleisch beißen, sobald es Schmerz erregt, z. B. durch eine Kugel des Jägers verletzt worden ist. Dagegen sind die Pflanzenfresser im allgemeinen mehr an das Ertragen von Leiden gewöhnt. — Daß auch Hunde die Vortheile der Operation zu würdigen wissen, dafür spricht folgender Fall: Der Chirurg Morand zu Paris hatte einen Freund, dessen Hund das Bein brach und heilte dieses aus Gefälligkeit gegen seinen Freund. Einige Zeit darauf trug etwas an der Thüre seines Kabinetts, und als er öffnete, kommt jener Hund herein, einen anderen mit gebrochenem Bein hinter sich, und gibt ihm durch Schmeicheleien zu verstehen, daß er auch den Begleiter heilen möge.

Eine Hofballprobe mit Hindernissen. Einen hübschen Zwischenfall gab es, wie erst nachträglich bekannt wird, bei der zweiten Probe zum diesjährigen ersten Hofball in Berlin. Die erste Probe fand im Kailerhof statt, die zweite im Weißen Saal des königlichen Schlosses. Während der Kaiser und die Kaiserin sich noch in einem Nebenraum befanden, stellten sich die Prinzen und die übrigen Herrschaften zum Menuett auf. Zur festgesetzten Zeit sollte der Tanz beginnen. Alles blickte nach dem Platz der Musik hin, aber er blieb leer, und kein Ton ließ sich vernehmen. Durch den Hintersprecher rief man den Kapellmeister Graf vom 2. Garde-Regiment zu Fuß an, der die Tanzmusik stellen sollte. Nun ergab es sich, daß die Kapelle irrtümlich erst auf den nächsten Tag befohlen war. Um den Tänzern aber aus der Verlegenheit zu helfen, sandte der Kapellmeister Eilboten an seine Musiker. Er selbst aber nahm schleunigst seine Geige, die ihm einst der Kaiser schenkte und fuhr nach dem Schloß. In den Konzertgärten ertönte Jährbachs „Lustiger Musikantentreit“, bei dem ein Musiker nach dem andern das Podium verließ, immer große Heiterkeit. Nach einem Jubel zu der ursprünglichen Komposition lehrten dann die streifenden Musikanten in ungelehrter Reihenfolge zur „Arbeit“ zurück. Dieser zweite Theil des Stückes spielte sich nun im Weißen Saal ab, zum größten Vergnügen der tanzenden und zusehenden Herrschaften. Zunächst spielte Kapellmeister Graf ganz allein seine Geige, und der Tanz begann. Dann kam ein Musiker nach dem andern mit einem Taktometer angefahren und eilte die Wendeltreppe hinauf. Erst fiel ein Tuba ein, dann eine Flöte, der Bass u. s. w. Beim Schluß des Menuetts war das Orchester schon zu zwei Dritteln besetzt, und als dann die Gavotte der Kaiserin getanzt wurde, war das Orchester vollständig.

Hans von Bülow-Anekdoten. Pauline Erdmannsdorfer-Richtner theilt in der Münchener „Jugend“ folgendes Anekdoten-Material von Hans von Bülow mit: Eines Tages be-

gegnete er auf der Straße einem ihm sehr unsympathischen Herrn. Als dieser Bülow etwas aufdringlich mit den Worten begrüßte: „Ah, welche Freude Ihnen hier zu begegnen!“ erwiderte der Meister mit der höflichsten Miene: „Bitte, — ganz Ihrerseits!“ — und ging schnell weiter. — In einem großen Wohlthätigkeitskonzert, dem Bülow und ich gemeinsam in Moskau anwohnten, verurtheilte ein Drachseher auf dem Programm ein heiteres Intermezzo: es war nicht wegzuleugnen, da stand unheimlich deutlich: „Du bist die Kuh“ von Schabert, — und als die etwas massive Sängerin auf dem Podium erschien, um das Lied vorzutragen, sagte Bülow sarkastisch: „Die Sache stimmt!“ Aber als bei einer späteren Nummer nochmals der verhängnisvolle Buchstabe so fatal gedruckt war, daß Bülow mir vorlas: „Meine Kuh ist hin . . .“ sagte er laut lachend: „Na, — nun machen wir aber, daß wir von dieser Kuh wegkommen!“ — Im Hotel trafen wir dann vor einem Berg von Caviar einen Pianisten, der an diesem Abend einen berühmten Geiger sehr schlecht begleitet hatte; Bülow mahnte im Vorübergehen: „Mensch essen Sie weniger Caviar und spielen Sie besser Klavier.“ — „Aber Herr von Bülow!“ sagte eines Tages ein großer Musikenthusiast zu ihm, „wie ist es nur möglich, daß Sie von diesen mittelmäßigen Dirigenten so gut sprechen?“ „Ja, leben Sie“, versetzte Bülow, „den will ich von hier weggeben!“ — Vor seiner zweiten amerikanischen Reise verbrachte Bülow noch einen Abend im Bremer Fremdenstube, war aber leider sehr disziplinlos und ich kam mit ihm — eines Dritten wegen — in argen Konflikt, sodaß ich beim Auseinandergehen vermeiden wollte, nochmals mit Bülow zu sprechen; aber er kam auf mich zu und meinte einschmeichelnd: „Nun — Meeresstille und glückliche Fahrt höre ich noch aus Ihrem Rande?“ worauf ich kampfbereit erwiderte, er sollte eigentlich diesmal zur Strafe recht seelisch werden: „aber Verehrteste“ betheuerte er, „ich übergebe mich ja bereits auf . . . Gnade und Ungnade!“



Zwei Briefmarken für 60 000 A. Ein höchst interessanter und werthvoller philatelistischer Fund ist vor kurzem unter den Papieren eines alten Handelskaufes in Bordeaux gemacht worden. Es ist dies das unten wiedergegebene Paare mit zwei aufgestellten (nicht eingedruckt) Marken von Mauritius. Beide Briefmarken, welche die Aufschrift „Post Office“ tragen, One penny, roth, und Two Pence, blau, wurden am 21. September 1847 emittirt und sind zweifellos die seltensten existirenden Post-

werthzeichen. Im Jahre 1872 hatten sie den für die damalige Zeit außerordentlich hohen Werth von 80 A pro Stück, heute sind sie zu dem Preise von 60 000 A von einem französischen Händler aufgekauft worden. Die beiden Marken sind von jeher der Traum und das stille Sehnen aller Philatelisten gewesen, man kennt bis heute von der rothen Marke nur 13, von der blauen sogar nur neun Exemplare.

Litteratur.

Weltgeschichte des Krieges. Ein kulturgeschichtliches Volksbuch von Leo Frobenius unter Mitwirkung von Oberstleutnant a. D. H. Frobenius u. Korvettenkapitän a. D. E. Kohlhauser. I. Buch: Urgeschichte des Krieges. II. Buch: Geschichte der Landkriege. III. Buch: Geschichte der Seekriege. Mit etwa 800 Illustrationen, vollständig in 25 Lieferungen zu je 60 Pf. Verlag von Gebrüder Jandé in Hannover. Die uns neu vorgegangenen Lieferungen dieses prächtigen weltgeschichtlichen Werkes enthalten die ersten Kapitel des zweiten Buches „Geschichte der Landkriege“, und führen uns in den Beginn der historischen Zeit, in die Periode des Kampfes der aderbauenden

Völker gegen die Nomaden oder Halbnomaden, aus dem die ersten Kulturvölker hervorgehen. Aus Aufstieg und Niedergang der antiken Völker durch Sieg und Unterwerfung erkennen wir in der fesselnden Darstellung des Oberstleutnant Frobenius klar und deutlich den Krieg als einen der wichtigsten Kulturmomente. Wir sehen, wie der Krieg trotz allen verhassten Blutes und aller vernichteten Kulturzergeräthe, die kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechts mächtig fördert. Die das Alterthum behandelnden Kapitel sind besonders reich und interessant illustriert. Wir werden uns freuen, recht bald über den Abschluß dieser wirklich volkstümlichen Weltgeschichte berichten zu können, die eine weite Rinde in der historischen Litteratur ausfüllt und in jedes deutsche Haus gehört.

Seidenhaus Bock & Cie.

6 Wilhelmstrasse 6.

Sämmtliche noch am Lager befindliche vorjährige

Foulards und Waschseiden

werden diese Woche zum Einkaufspreis zum Verkaufe gestellt.

Ein kleiner Posten Blousen weit unter Preis.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 60.

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 12. März.

1903

Verjährt.

Roman von Albert Schmidt.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Waren Sie schon einmal in dieser Gegend?“ fragte der Wirth zurück.

„Ich hier?“ entgegnete Mister Grant, anscheinend über- rascht durch die Frage. „Ich hier? O no. Wie kommen Sie da- rauf? Ich werde den Namen wohl drüben einmal gehört haben“ fügte er schnell hinzu. „Ich bitte um ein Gläschen Selterswas- ser.“ Er suchte offenbar nach einem schicklichen Vorwand, um ein Gesprächsthema zu verlassen, das ihm unbequem war. Schnell leerte er die Flasche und verließ das Haus, um einen kleinen Spaziergang zu machen. Er wollte sich, wie er zum Wirth äußerte, einmal die schreckliche Stadt ansehen, in der er eine furchtbare Zeit verlebte.

Er war nun einmal gezwungen, in dem Ort zu verweilen, den er im Stillen verabsähte. Er hätte ihn am liebsten sofort verlassen, um ihn nie wieder zu sehen; noch lieber wär's ihm gewesen, wenn die Erde sich plötzlich geöffnet und Lenzheim ver- schlungen hätte — Häuser und Menschen, daß nichts davon übrig geblieben wäre. Aber die Stadt war ja nun einmal noch da, und er war wie ein gefangener Vogel darin, flügellos, mit ei- nem Fuß an der Kette fest. Er wollte nun doch einmal unter- suchen, wie es darinnen aussähe — in diesem abscheulichen Ort mit den alten, schiefen Giebelhäusern, die an der Last ihrer Tage schleppten und dem Zusammenbruch nahe waren, mit den engen, winkligen, dumpfen Gassen, in denen es ewig nach Sering und Zwiebeln roch. — O, wenn ich doch erst wieder in Amerila wäre“, sprach es in ihm — „in meinem hohen Hause, dessen Thurm in die Wolken ragt, in der breiten, lustigen Straße am wunderschönen See — o, wenn ich erst wieder drüben wäre! Da bin ich Mensch — frei und lebendig — hier ein Lastvieh, angefettet an die Erbärmlichkeit des Lebens, ein Sklave fremder Gedanken und Sentimentalitäten — drüben ein Kaiser, hoch er- haben über die Alltäglichkeit und Lächerlichkeit des Menschen- gewürms, ein Königsadler, in den Lüften schwebend, über den Dünsten des Sumpfes, in dem die Menschen hier wie Frösche quaken — und glücklich sind, als wären sie im Paradies.“

4. Capitel.

Lenzheim war ganz anders, wie Mister Geoffrey Grant sich vorgestellt, ein freundlicher Ort — er konnte es sich nicht ver- behlen, als er seinen Orientierungsspaziergang machte. Durch hübsche, breite Straßen mit neuen, freundlichen Häusern wan- derte er, kleine Gäßchen sah er vor den Thüren, bunte Son- nenblumen grüßten ihn, dunkelblumige Clematis kletterte an den Wänden aufwärts, junge Fichten und Taxisbäume standen dort, wilder Wein rankte zwischen den Fenstern auf und färbte sich schon etwas rötlich. Hier schaute ein blonder Lodenkopf neugierig hinaus auf die Straße und was sich dort ereignete, drüben sah eine würdige Dame im Erker und ließ sich in ihrer feinen Stickerarbeit nicht stören. Dort aber, in einem Vorgärt- chen sah eine junge, hübsche Frau und lächelte glücklich, wie zu ihren Füßen ein Anäblein, es mochte wohl zwei Jahre alt sein, auf einem kleinen Sandhaufen spielte und mit hölzernen For- men allerlei Figürchen aus dem gelben Sand herzustellen ver- suchte.

Warum blieb Mister Grant plötzlich stehen und betrachtete dieses kleine, reizende Stilleben so aufmerksam? Es gibt doch viele hübsche, junge Frauen, die glücklich sind und sich über einen pausbäckigen, zweijährigen Buben freuen. Da traf ein strahlen- der Blick der jungen Mutter den Fremden, und schnell, so gut es mit Hilfe des kräftigen Krüdstocks ging, schritt dieser weiter.

„Wie sich doch die alten Städte heutzutage aufarbeiten!“ sprach er zu sich. „Hier lief gewiß früher eine alte Stadtmauer — hier und da mit einem bröcklichen Thürmchen versehen — alte Wohnbuden stützten sich an das Gemäuer. Aber die neue Zeit, die kein Erbarmen kennt, hat die Mauer und die Thürme und die Wohnbuden niedergerissen und Luft und Licht in die alte Stadt hineingelassen, auf den Trümmern der zerstörten Ver- gangenheit neue Straßen gezogen und neue Häuser gebaut. Ne- ben der alten Mauer stieß gewiß ein kleiner Graben — natür- lich mit der Mauer zusammen ein wirksamer Schutz, wenn der Landfeind kam und die friedliche, stille Stadt mit Lärm und Krieg erfüllen wollte; aber sammt der Mauer ist der Graben verschwunden, zugeschüttet hat man ihn, denn die Modergerüche alter Zeiten steigen allabendlich daraus empor, und wo der Graben lief, prangen nun schöne Gärten in fastigem Grün, Äpfel und Birnen hängen in verlockender Fülle an den statt- lichen Bäumen und Weintrauben drängen sich aus den üppigen Ranken hervor.“

Ja, wirklich, Lenzheim war ein freundlicher Ort. Die Stadt war viel hübscher, als Mister Geoffrey es sich gedacht. Aber nun wurde es plötzlich ganz anders. Am Eingang einer Straße stand ein altes mächtiges Thorgebäude. Ein prachtvoller gothischer Giebel erhob sich über einem doppelten gewölbten Durchgang. Menschliche Riesenfiguren, Bilder vorfindstüthlicher Thiere schmückten den hohen Giebel, gemalte Bänder in verschwommenen Farben zogen sich zwischen den Fenstern hin und verführten in lateinischen Sinnprüchen dem Beschauer allerlei Erbweishheit.

Erschröden blieb Mister Grant stehen. Der Athem stockte ihm für einen Augenblick, seine Kniee zitterten, und in der Kopf- wunde fühlte er einen stechenden Schmerz. Am liebsten wäre er umgelehrt, aber schon stand er im Durchgang und schaute sich die einfachen, alten Wandmalereien darinnen an. Auf der ei- nen Seite hatte man sie etwas aufgerichtet: Da erschienen auf großen, bunten Schildern allerhand einzelne Worte in golde- nen Buchstaben. Es war Latein. „Sapientia“ las er — er merk- te, daß er die fremde Sprache noch verstand. Da „Caritas“ — dort „Patientia“ — hinten am Pfeiler „Iustitia“. — Iustitia — Gerechtigkeit. Was ist Gerechtigkeit? Wenn der Mensch 30 Jahre lang jeden Tag bis zur Erschlaffung gearbeitet hat, soll er auch den Lohn seiner Arbeit genießen: das ist Gerechtigkeit — und Mister Grant schlug sich vor die Brust. „Ja, wahrhaftig Du hast gearbeitet wie einer, Grant, kein Tag war Dir zu heiß, keiner zu kalt, keine Nacht zu dunkel, Du hast gearbeitet bis zur Erschöpfung — ja, es gibt eine Gerechtigkeit, die dem Fleißigen und Tüchtigen den Preis seiner Arbeit nicht voren- hält — gehe hin, Geoffrey Grant, und genieße den Lohn und den Segen Deiner Arbeit.“

Noch einmal betrachtete er die goldenen Buchstaben, die zusammen das schöne Wort „Justitia“ bildeten. Er wollte weiter schreiten. Da fiel sein Blick auf die verschwundenen Bilder der anderen Seite des Durchganges. Gar lustig schaute der listige Dieb auf dem ersten Bilde aus — wie lachten wohl die Knaben mit ihm, wenn sie bei ihrem Spiel den schlauen Dieb im Thorhaus betrachteten! Aber nun ging's ihm schlecht! Auf dem zweiten Bild packte ein Knecht mit einem scharlachrothen Mantel und einem riesigen Schwert ihn an — und da das letzte Bild: ein Galgen und an dem Galgen hing der Dieb und schnitt eine gar traurige Grimasse. Wie spotteten wohl die Knaben, wenn sie die zappelnden Beine und das verzerrte Gesicht ansahen — und Mister Geoffrey eilte zum Thorhause hinaus und befand sich in einer engen Gasse mit alten, schiefen, niedrigen Häusern. Schön angemalte Wände, grün, braun, gelb, standen vor den Häusern. Männer saßen darauf und lasen die Zeitung. Frauen strickten Strümpfe, und Kinder spielten auf der Straße Ringel-Ringel-Rosentränz und Blindfuß.

„Wo bin ich denn eigentlich?“ regte sich's in dem fremden Wanderer. „Hab' ich das alles schon einmal gesehen? Oder hab' ich's nur geträumt? Gibt's eine Seelenwanderung? Hatte meine Seele schon einmal eine andere körperliche Hülle, und plötzlich dämmert es in ihr auf, was sie früher gesehen und erlebt?“

Und nun schaute der alte Mann von seiner Zeitung auf, blickte über seine große Hornbrille hinüber den Fremden an und lästete freundlich die schwarze Kappe, die seinen spärlich bewachsenen Scheitel bedeckte. Mechanisch zog Mister Grant seinen Hut und ging weiter. „Kennt mich der Mann?“ fragte er sich. „Wer kennt mich hier? Der Alte weiß, daß ich der Millionär aus Amerika bin, dem Gold bietet er den Gruß, dem Gold macht er seine Reverenz. Ach, vor dem Golde beugt sich alles — Gold ist der König, der die Welt beherrscht, vor dem die Welt im Staube kriecht — Gold kann alles — Gold ist alles.“

Und weiter schlenderte der fremde Mann in die innere Stadt hinein. Auf einen größeren Platz trat er, den Marktplatz. Da stand das alte, zweihundertjährige Rathhaus — ein bißchen neu überlüncht war es wohl, aber sonst war's noch das alte, würdige Haus mit dem großen Balcon, mit den vergitterten Fenstern im dritten Stockwerk und mit der mächtigen Uhr darüber. In den Fenstern neben dem Balcon noch immer die ziegelrothen Gardinen mit den goldenen Fransen — ah, Gut ab Mister Geoffrey Grant, dahinter tagt in der großen Audienz der hochweise, wohlwogende Rath der Stadt, da hält der Herr Bürgermeister seine großen, feurigen Reden, und die Senatoren wagen nicht zu widersprechen und sagen „Ja!“ Auf der anderen Seite des Balcons aber hängen dunkelgrüne Gardinen mit gelben Fransen an den Fenstern. Da versammeln sich die Herren Stadtverordneten — „Auschußbürger“ nannte man sie einst, freilich ziemlich undelikatere Weise. O, das sind kluge Leute, die Elite, der „Auschuß“, die Wäthe der Bürgerschaft. Sie wissen auch, daß sie es sind, und dem entsprechend ist die Würde, die sie entfalten. Das große Wort haben sie; wenn sie unter sich tagen, wissen sie alles besser wie die Herren vom Rath sie haben die Weisheit für sich gepachtet, und daher sagen sie consequent immer „Nein“, wenn der Rath „Ja“ sagt. Und der Verebteste, der Thätigste, der Klügste von diesen klugen Männern war einmal ein gewisser Kramer, ein Kaufmann war er, anhänglich hingen die Uebrigen an seinem Munde, wenn er das ergriß zu einer donnernden Brandrede gegen die Herren von der anderen Seite des Rathhauses. Aber wenn dann der junge Bürgermeister, wo es galt, eine Differenz der beiden Körperschaften auszugleichen, die Herren Stadtverordneten zu einer gemeinschaftlichen Sitzung mit dem Rath in der großen Audienz mit den ziegelrothen, goldbordierten Gardinen und mit den lebensgroßen Portraits der letzten drei Landesherren berief und der Versammlung seinen und des Rathes Standpunkt mit zündender Verebtheit darlegte, sahen die Herren Stadtverordneten in ihren Schooß hinein und kratzten sich hinter den Ohren, brachten das Opfer ihrer Ueberzeugung und sagten auch „Ja“, und alles war gut und schön und das Vaterland wieder einmal gerettet; nicht umsonst hing den Landesherren gegenüber ein altes Delgemälde mit der Unterschrift: „Einigkeit macht stark.“ Nur der Kaufmann Kramer hallte die Hände und redete wie ein Wasserfall, aber er konnte an dem Ergebnis nichts mehr ändern, und tiefschmerzlich berührt warf er sein „Nein“ das einzige, in die Waagschale, aber es war federleicht gegenüber der Menge und der Wucht der anderen Stimmen in der anderen Schale.

Warum betrachtete Mister Geoffrey Grant das alte Rathhaus so eingehend von außen und drang in die Geheimnisse hinter den rothen und den grünen Gardinen? Er wußte es selbst nicht. Was ging ihn Lenzheim und seine Chronik an? Er wan-

berte weiter, vom Rathhaus ab, — was ging ihn das Rathhaus an — und die alte Pfarrkirche, die dahinter stand, und das alte, wunderschön geschnitzte, dreitheilige Altarbild darinnen?

Er wollte den Marktplatz verlassen. Er fiel anscheinend schon auf, denn hier und da öffnete sich ein Fenster, man beugte sich heraus und betrachtete den Fremden, der mitten auf dem Markt so lange stehen blieb; drüben betrachtete ihn eine Dame sogar durch ein Opernglas. Das war ja übrigens ganz natürlich, denn seit dem Eisenbahnunglück sprach man in Lenzheim viel von dem amerikanischen Nabob, der nun im „Goldenen Adler“ Wohnung genommen hatte und wie ein Fürst lebte.

In eine enge Straße, die vom Markt abging, bog er hinein. Er überließ sich dem Zufall, und plötzlich stand er vor einem alten Hause. Zwei Stockwerke hatte es und darüber zwei hohe Giebel. Nichts Besonderes war daran zu sehen, nur schrecklich verfallen war es und machte den Eindruck, als wäre es vergesen. Offenbar war es bewohnt; aber es schien verwahrlost, es war der Ausbesserung dringend bedürftig; aber es wollte wohl niemand an dem Gemäuer rühren, man mochte wohl fürchten, daß es über den, der daran rührte, zusammenstürze — ein überaus trauriger, niederdrückender Anblick. Bessere Tage hatte das Haus gewiß gesehen, glückliche Menschen hatten vielleicht darin gewohnt, Lust und Leben hatte darin geherrscht, wo nun Staub und Moder und Spinnengewebe das Regiment zu haben schien. Aus allen Ritzen, allen Fenstern und Läden guckte das Elend.

Tavohl, bessere Tage hatte das Haus einmal gesehen. Das war damals gewesen, als der Kaufmann Kramer, der große Volkstribun aus der Versammlung der Stadtverordneten, darinnen gewohnt — aber das war lang, lange her, Spinnengewebe lag über diesen alten Zeiten und Geschichten, wie über dem alten Hause, und was ging Mister Geoffrey Grant Lenzheim an und seine Chronik und seine Spinnengewebe?

„Es ist Zeit, daß ich nach Hause komme“, sagte er zu sich, „Der franke Fuß rebellirt auch schon, mein Kopf schmerzt, und in der alten Wunde pocht es, wie in einem Hammerwerk. Der „Goldene Adler“ soll mich wieder unter seine Fittiche nehmen und mich erfrischen nach dem Staub alter Zeiten, der mir in alle Poren getrocknet ist.“

Er lehrte um, schritt über den Markt und wollte schnell den Weg zurück machen, den er vorhin gekommen. Da trat jemand aus dem Rathhause heraus und schaute über den Markt hinüber. Er setzte sich einen Zwickel auf die Nase, dann stieg er eilig die Stufen hinab, und Mister Grant fühlte, daß der Mann ihn auf's Korn genommen hatte und seine Bahn kreuzen wollte.

Nun stand der Herr vor ihm und lästete den Hut und sprach verbindlich: „Ich freue mich, Sie begrüßen zu können. Ich habe in den letzten Monaten so viel von Ihnen gehört, daß es mir ein Bedürfnis ist, Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrer wunderbaren Rettung auszusprechen zu können. Ich bin der Bürgermeister von Lenzheim.“

Mister Grant fühlte sich unangenehm berührt, als der Herr sich ihm vorstellte, aber er setzte ein freundliches Gesicht auf und wußte gebührend die Ehre zu schätzen, die ihm widerfuhr, als der Herr Bürgermeister ihn einer huldvollen Ansprache würdigte.

Und der Bürgermeister ging immerfort neben ihm und wußte ihn in eine längere Unterhaltung zu ziehen; er fragte ihn nach amerikanischen Lebens-Verhältnissen, und weiterhin nach Amerikas Obst und nach seinen Schweinen, sprach mit ihm über Chicago und den gewaltigen Aufschwung seines Handels, über Demokraten und Republikaner, über Silber- und Goldwährung und zeigte sich überall so unterrichtet, daß Mister Grant immer aufs neue in Erstaunen gerieth. Bis zur Thüre des „Goldenen Adlers“ begleitete er ihn. Jeder, der den Weiden begegnete, zog seinen Hut vor ihnen, und Mister Grant war sich bewußt, daß er von diesem denkwürdigen Spaziergang an für Lenzheims Bewohner eine wenn möglich noch bedeutendere Persönlichkeit sei als schon bisher. Als der Bürgermeister ihm vor der Thür des Gasthauses unter dem Schatten des goldbronzierten Adlers, der dort seine Fittiche ausbreitete, zum Abschied die Hand drückte und seine Freude, ihn nun auch persönlich kennen gelernt zu haben aussprach, blieb Mister Geoffrey Grant nicht anderes übrig, als daselbe zu thun, sich sehr geschmeichelt zu fühlen und die Hoffnung auszusprechen, daß sie sich während der kurzen Zeit, die er noch in Lenzheim zu verweilen genöthigt sei, häufiger sehen und sich miteinander unterhalten möchten, denn der Herr Bürgermeister wisse in Amerika so vorzüglich Bescheid, daß selbst ein Amerikaner noch von ihm lernen könne.

Fortsetzung folgt.

Was die Technik bringt.

Schlitten mit herunterlassbaren Rädern.

Es kommt bei einer Reise zu Schlitten häufig vor, daß man von Tauwetter überrascht wird, welches eine Benutzung des Schlittens während der Rückfahrt oder auch vor Vollendung der Hinfahrt ausschließt, denn die Beanspruchung der Pferde würde in Folge der großen Reibung, welche der Schlitten auf der schneelosen Straße verursacht, eine außerordentliche sein. Man hat, um derartige Mifßlichkeiten aus dem Wege zu gehen, den Schlitten mit herunterlassbaren Rädern versehen, welche den Gebrauch des Fahrzeuges bei beschneiten oder auch schneefreien Straßen in gleich guter Weise ermöglichen. Bei den bisher gebräuchlichen derartigen Konstruktionen hatte man aber den Nachteil, daß beim Gebrauch des Fahrzeuges bei heruntergelassenen Rädern die Deichsel besonderer Feststellvorrichtungen bedurfte. So eben ist aber eine Konstruktion durch Patent geschützt worden, welche die Deichsel bei heruntergelassenen Rädern mit den Vorderrädern ausweichen läßt, während bei hochgezogenen Rädern das Vordergestell fest und die Deichsel mit dem Schlitten hart verbunden ist, so daß nunmehr die mit dem Fahrzeug feste Deichsel zum Lenken desselben gebraucht werden kann, ohne daß zur Feststellung besondere Vorrichtungen notwendig wären.

Großmama.

Skizze von Elise Krafft.

(Nachdruck verboten.)

Sie stand am Fenster und blickte hinunter auf die Straße.

Die Vögel, die den Tag über in den Baumzweigen gelärmt hatten, waren still geworden. Und von den Kindern unten hatte sich eins nach dem andern vom Spiel nach Haus geschlichen, als die Sonne schied.

Die junge Frau stand im Dämmerlicht und legte dennoch die Hand über die Augen. Sie hatten ihr so wehe getan den ganzen Tag. Und in der Stirn war ein so qualender Schmerz, wie ihn Adele niemals vorher gekannt.

Als Pauls Mutter ihr vorhin über das Mädchen vorgeklagt und von der Unordnung in den Bodentammern gesprochen hatte, war jedes Wort wie ein Nadelstich in ihrer Stirn gewesen. Die alte Frau sprach auch gar zu laut. Und Adele sehnte sich doch so sehr nach Ruhe, ach, nur einen einzigen Tag still und frei in der Wohnung schalten und walten können! Wie schön mußte das sein!

Und Paul? Ob er immer noch nicht die stumme Qual ihrer Seele erkannte? Ob er immer blind und taub an ihr vorübergehen, und sich mehr und mehr in die Herrschaft der Mutter finden würde?

Adele beugte sich unwillkürlich am Fenster vor. Sie hatte ihren Mann auf der Straße erkannt.

Er zog den Hut und sah lächelnd am Hause empor.

Adele neigte den Kopf und wollte gerade das Fenster öffnen, als sie seitwärts, am Zimmer der Schwiegermutter das Klirren der Scheiben hörte.

Hastig trat sie zurück. Auch heute hatte Pauls Gruß nicht ihr gegolten, immer der Mutter, immer zuerst der alten Frau.

Mit gefalteten Händen blieb sie lauschend im Zimmer stehen. Sie hörte die raschen Schritte ihres Mannes, hörte sein eiliges Schließen an der Korridortür und mußte dennoch auf sein Kommen warten. Sie kam ja erst in zweiter Linie, zuerst ging Paul allabendlich zu seiner Mutter.

Adele biß die Zähne aufeinander und schluckte gewaltsam das bittere Raß hinunter, das sich wieder emporbrängen wollte. Und dann zündete sie die Lampe über dem gedeckten Tisch an, als Mutter und Sohn ins Zimmer traten.

Das Glas klirrte unter ihren Händen, sodaß die alte Frau kopfschüttelnd meinte: „Aber, mein Gott, Adele, es soll wohl mal wieder Scherben geben, mit dieser ewigen Haß bei allen Dingen.“

Paul küßte sie flüchtig auf die Wange.

„Bist blaß, kleine Frau, — fehlt dir etwas?“

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Lippen zuckten.

Da nahm er sie noch einmal in seine Arme.

„Kind, du bist ja ganz kalt! Friertest du denn so?“

„Ach,“ meinte die Mutter energisch, „wer wird denn mitten in diesen sonnigen Herbsttagen frieren! Hab dich doch nicht so, Paul. Das viele Sitzen schadet Adele. Sie träumt und träumt den ganzen Tag, und das Mädchen draußen in der Küche macht die größten Dummheiten. Ein Gluck, daß ich wenigstens nach dem Rechten sehen kann! Drunter und drüber ginge die ganze Wirtschaft sonst.“

Die junge Frau, die den Kopf einen Augenblick ganz fest an die Schulter ihres Mannes gedrückt hatte, richtete sich langsam wieder empor. Und als sie den verlegenen, halb mitleidigen Zug in seinem Antlitz sah, ging ein Ruck durch ihre schwächliche Gestalt.

„Ich — — ich wünschte, ich wäre niemals hierher gekommen,“ sagte sie heiser. „Ich wünschte, ich wäre tot!“ Und lautlos schritt sie aus dem Zimmer.

Paul stand und rührte sich nicht. Er hielt den Arm noch ebenso, als ob er sich um die Schulter der jungen Frau schmiege. Seine Blide hasteten erschreckt an dem Antlitz der Mutter.

Diese lächelte nur. Gleichmütig setzte sie sich an den gedeckten Tisch und griff nach einer Brotscheibe.

„Run,“ fragte sie, „willst du nicht essen, Paul?“

Er hatte lauschend den Kopf gesenkt.

„Ob, — — ob ich sie zurückhole, Mama?“

„Das sähe dir so recht ähnlich, Junge! Am liebsten noch um Verzeihung bitten, nicht wahr? Und an die himmelschreiende Beleidigung gegen deine alte Mutter, daran denkst du nicht.“

Als er nicht antwortete, sondern immer noch nach der Tür sah, aus der Adele hinausgegangen, fuhr sie hastig und im klagenden Ton fort:

„Habe ich nicht vorher gewußt, Paul, daß Ihr nicht zusammenpaßt? So eine Prinzessin! Nichts gehabt und nichts gewesen, als sie deine Frau wurde. Aber Dankbarkeit kennt sie nicht! Nicht einmal lachen kann das Püppchen! Und meine ich's gut mit ihr, will ich ihr dieses oder jenes zeigen oder verbessern, dann sieht sie mich an, als ob sie mich aus dem Hause graulen wollte. Sag mal selbst, Paul, — — hast du deine Frau schon einmal lachen hören in dem Viertelsjahr Eurer Ehe?“

Er wandte sich bei der lauten Frage jäh um. Und als er das erregte Gesicht der Mutter sah, legte er beschwichtigend die Hand auf ihren Arm.

„Sie muß sich doch erst darein finden, Mutter, sie kann ja noch immer nicht den Tod des Vaters, und seinen plötzlichen Ruin vergessen. Sie ist ja immer so verwöhnt worden, das arme Ding.“

Die alte Frau zog ihr Taschentuch hervor, als sie die weichen Worte des Sohnes vernahm.

„Siehst du, Paul, wir hätten so friedlich leben können, du und ich,“ schluchzte sie. „Deine große Leidenschaft wäre auch bald wieder verrückt, und es waren doch so glückliche Zeiten damals, als Adele noch nicht,“ — — sie schwieg jedoch, als sie die Augen des Sohnes sah.

Ganz schwarz wurden sie plötzlich, ganz tief und drohend.

„Sprich nicht immer von Adele — — nein, du sollst nicht so zu mir reden. Ich habe sie lieb, weiß Gott, ich habe sie lieb, Mutter.“

„Und habe ich das etwa nicht berücksichtigt? Bin ich etwa nicht liebevoll gegen sie gewesen, vom ersten Tage an, Paul? Die schönsten Möbel habe ich für Eure Zimmer ausgesucht, und die ganze teure Tischwäsche habe ich deiner Frau von meiner eigenen gegeben. Meine Mutter hat sie noch selbst gewebt, so etwas giebt es heutzutage gar nicht mehr an Güte. Und immer diese stumme Opposition, immer diese töhliche Nichtachtung, wenn ich etwas sage. Aber ich weiß ja, nur Eifersucht ist es, nur Neid auf deine Liebe zu mir. Ganz allein möchte sie dich haben, Herrin möchte sie sein über alles, was du verdienst, und ich dir erhalte. Wenn es nach ihr ginge, möchte ich auch noch meine beiden Zimmer mit irgend einem Liebestüßchen draußen vor der Stadt vertauschen, wie es sich doch eigentlich für so eine alte Frau ziemt. Ja, — — wenn du auch den Kopf schüttelst Paul. Die Wahrheit unterdrückst du deshalb doch nicht. Und so, — — so geht das

eben nicht länger, wenn deine Frau sich nicht nach meinem Willen fügen kann. Eine von uns beiden muß, — — sie stocste plötzlich.

Das Dienstmädchen war ins Zimmer getreten und strich sich aufgeregt über die blaue Küchenschürze.

Erhört stand Pauls Mutter von ihrem Stuhl auf.

„Was giebt es denn schon wieder? Können Sie denn nicht anknöpfen, Anna?“

„Ich hab's vergessen, weil, weil, — — die gnädige Frau ist doch so sonderbar. Ich habe sie ohnmächtig im Schlafzimmer gefunden, Herr Nibel.“

Paul hörte schon nicht mehr. Als er sich über seine junge Frau beugte, erkannte sie ihn nicht. Ihr Antlitz glühte, und die blonden Haare hingen feucht an den Schläfen hernieder.

„Bäckerchen,“ sagte sie, wie ein glücklich überraschtes Kind vor sich hinstachelnd, „Bäckerchen, unsere Rosen blühen schon im Garten.“

Und dann kam der Arzt.

„Nervenfieber,“ konstatierte er.

Sonntagmorgen.

Bierzehn Tage waren vergangen.

Paul hatte die ganze Nacht am Krankenbette seiner Frau gewacht, die zum erstenmal in einem fieberfreien Schlummer lag. Am Bette hatte er gestanden, und mit zuckenden Lippen das schmale, blasse Gesicht betrachtet.

Der Doktor schritt leise in dem Krankenzimmer auf und ab und spähte vom Fenster aus auf die gegenüberliegende, hohe Steinmauer. Dann streifte sein Blick mitleidig das junge, verhärmte Antlitz in den Kissen. Und er mußte plötzlich an die alte Frau denken, die ihn vorhin in das Zimmer geleitet hatte. Das frische, gerötete Gesicht mit den strengen Augen unter den grauen, dichten Wimpern, bot einen seltsamen Kontrast gegen das feine, schmale der Kranken.

„Haben Sie keinen helleren, keinen größeren Raum für die junge Frau?“ fragte er sie, indem er sich in dem kleinen Schlafzimmer umschaute.

„Wir können sie ja hier nebenan in das Wohnzimmer bringen, Herr Doktor.“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, das wäre dasselbe, Verehrteste. Licht, Sonne muß das zarte Fräulein haben.“

Sie zuckte die Achseln und sagte leichtsin: „Das hat sie auch, Herr Doktor, — — mehr wie genug hat sie das.“

Paul Nibel, der den Arzt bis zur Tür geleitete, hielt seinen Arm fest.

„Wie meinten Sie das vorhin, Herr Doktor? Halten Sie das Zimmer für nicht gesund in dieser Lage?“

Der alte Herr lächelte fein.

„So ein Kind, wie Ihre kleine Frau, braucht sehr viel Licht zum Erblühen, mein lieber Nibel. Das Schönste ist gerade gut genug für sie. Da,“ er deutete mit dem Stock nach den gegenüberliegenden Türen im Korridor, „gehört die Seite auch zu Ihrer Wohnung?“

Paul wurde rot.

„Ja, — — meine Mutter wohnt dort drüben.“

Der Arzt lächelte nicht mehr. Er öffnete rasch die vor ihm liegende Tür und blieb mitten in der Strahlenflut des sonnigen Raumes stehen.

„Kommen Sie mal her, junger Freund; — — ich wollte Ihnen eigentlich noch nichts davon sagen. Aber man ist und bleibt doch nun einmal solch ein alter, schwacher Bursche. Also wirklich, so glücklich hat Sie meine heutige Diagnose gemacht? So froh sind Sie über die gute Wendung im Befinden der Kranken?“

Paul griff stürmisch nach der Hand des Arztes.

„Ich hätt's nicht ertragen, wenn, — — wenn es anders gekommen wäre,“ stieß er hervor.

Der alte Herr beugte sich langsam vor.

„Es waren ja auch zwei Leben, die nun gerettet sind, Sie Blinder! Und nun nehmen Sie Ihr junges Glück und tragen Sie es hier in die Sonne hinein. Das wird später auch dem Allerkleinsten nichts schaden. Guten Morgen, Herr Nibel.“ (Schluß folgt.)



Poesie und Prosa.

„Was ist ein Haus ohne ein kleines Kindchen!“ rief die entzückte Mama. — „Verhältnismäßig ruhig,“ antwortete der weniger begeisterte Papa.

Kindliche Intelligenz.

Ein Vater geht mit seinem siebenjährigen Sohne Karl spazieren. Sie kommen an einem Telegraphendrahte vorbei, an dem die Fäden eines Papierdrachens hängen. Da flascht Karlchen freudig in die Hände: „Papa, Papa, eine hängengebliebene Depesche!“

Eine sonderbare Testamentsvollstreckung.

Ein Bauer lag im Sterben. Er rief seine Frau zu sich und sprach: „Fräulein, ich liege im Sterben und mich verlangt, mein Testament zu machen. Alles, was ich bebesitze, besteht aus einem Pferde und einem Hunde. Das Pferd sollst du verkaufen und die Summe, die du dafür erhältst, unter meine Verwandten verteilen. Was den Hund anlangt, so ist er dein Eigentum und du kannst mit ihm machen, was du willst.“ — Kurz nachher starb der Bauer. Als sich der Schmerz über den Verlust ihres Mannes einigermaßen bei der Frau gelegt hatte, machte sie Anstalten, den letzten Willen des teuren Verstorbenen zur Ausführung zu bringen. Sie ging mit dem Pferde und dem Hunde nach dem Markte, und bot sie zum Verkaufe aus. Ihr wurden hundert Taler für das Pferd geboten, aber den Hund wollte niemand kaufen. „Ich verkaufe sie nur zusammen,“ sagte die Frau, „gebt mir hundert Taler für den Hund und einen Taler für das Pferd, dann gehören Euch beide!“ Der Käufer, obwohl er die Sache sehr sonderbar fand, nahm das Gebot an und zahlte der Frau hundertein Taler für beide Tiere aus. Am folgenden Tage ging die ehrliche und gehorsame Bäuerin zu den Verwandten des Verstorbenen, stellte ihnen den Reichstaler, den sie für das Pferd empfangen hatte, zur Verfügung und behielt die hundert Taler, die sie für den Hund empfangen hatte, für sich.

Ein Sachkundiger.

Gast: „Kellner, das soll Matjeshering sein? Lächerlich, hat Matjes nie gesehen!“

Beim Leihbibliothekar.

A.: „Ich möchte ein hübsches Buch haben, woraus ich auch lernen kann, so etwas Historisches.“ — Bibliothekar: „Nehmen Sie „Die letzten Tage von Pompeji.““ — A.: „Woran ist er gestorben?“

In der Rechenstunde.

Lehrer: „Nun, Alfred, wenn dein Vater eine Arbeit in sechs Tagen tun kann und dein Onkel eine solche in neun Tagen — in wieviel Tagen würden sie denn da zusammen fertig werden?“ — Alfred: „Da würden sie garnicht fertig werden, sondern Karten spielen.“

Der Junge paßt nicht.

Händler: „Der Junge, den Sie mir neulich als Lehrling empfohlen haben, paßt gar nicht für mein Geschäft.“ — Kunde: „Inwiefern denn nicht?“ — Händler: „Da geb' ich ihm gestern ein Plakat mit der Aufschrift: „Hier findet man alle Delikatessen der Saison.“, und der Bursche nagelt die Papptafel an den — Rehrichthändler an!“



Nr. 11.

Donnerstag, den 12. März 1903.

18. Jahrgang

Mädchenwert.

(Vieb eines Unverbesserlichen).

Die Mädchen sind zum Küssen
Und ähnlichen Genüssen,
Auch sind sie zum Verehren,
Die Männer zu begehren.
Sie passen gut zum Tanzen,
Besonders leichte Pflanzen,
Verstehen fein zu tändeln,
Mit Herren anzubändeln,
Sie schmieden leicht Intriguen,
Um Männer mal zu kriegen;
Sie stricken manchmal Strümpfe
Und schmoren Gänserümpfe.
Sie hüten Küch' und Keller,
Ersparen manchen Heller,
Ersteh'n dafür sich Hüte
Mit harmlosem Gemüthe,
Werben in Ruhestunden
Beim Stricken oft gefunten,
Verseh'n sich dran die Augen
Die sowieso nichts taugen,
Weil sie nur kokettiren
Und Liebesblick' verlieren.
Sie halten nichts von Treue
Und kennen keine Reue.
Sie möchten nur pouffieren
Und schöne Välle zieren,
Um dort sich auszutoben,
Umhüllt von prächt'gen Roben.
Im Mund — so hört ich sagen —
Sie böse Zungen tragen,
Die um nur zu erzählen,
Nicht immer Wahres wählen
Und wie fürwäh'ge Späßen
Bald dies bald jenes schwätzen. —
So seht, die Mädchen haben
Gar mannigfalt'ge Gaben,
Hübsch oft ist ihr Gesicht;
Wenn auch die Mühe hassend
Sind sie zu vielem passend,
Bur Eh' nur sind sie nicht.

S. R.

Aufgeschoben — Aufgehoben?

Das „Berl. Tagebl.“ meldet: Der Entschluß des deutschen Kaisers, die Abfindung der Statue Friedrichs des Großen zu vertagen, findet allgemeinen Beifall. Viele Blätter diskutieren die Gründe, weshalb dieses Geschenk den Amerikanern unwillkommen sein muß.

Bur Denkmalspende waren wir erbötig
Als Dankgeschenk für fremde Gastlichkeit,
Doch — Hand aufs Herz — wir haben's nicht mehr
nötig,

Da täglich jezt die gelbe Presse schreit.
Der wadere Held, der Schlesien errungen,
Bleibt ewiglich in Preußen populär,
Sein Monument ist nichts für grüne Jungen —
„Nein, alter Fritz, Du ziehst nicht über's Meer!“

Reich an Erfolgen, reicher an Erfahrung,
Ein Philosoph in Sanssouci's Idyll,
Gab er als Fürst die schönste Offenbarung:
„Hier werde selig: Jeder — wie er will!“
Wir wollen's nicht, wir seines Geistes Erben,
Daß er, ein Hort der nationalen Ehr',
Sei jezt bestimmt um fremde Gunst zu werben . . .
„Nein, alter Fritz, Du ziehst nicht über's Meer!“

Zwar stört ihn nicht der Zeitung Insultieren
Aus seiner stillen, wohlverdienten Ruh',
„Man muß Gazetten nimmermehr genießen“
Sagt' er einst selbst — doch immerhin — Wozu?
Im fernen Westen, wo gebeiht der Schwindel,
Sprach' er gewiß, wie wenns bei Bornsdorf wär':
„Ich muß mich schlagen hier mit dem Gefindel.“ . . .
„Nein, alter Fritz, Du ziehst nicht über's Meer!“

Was nützt's wenn er bei armen Geistesgluckern
In Washington den Krückstock hält bereit?
Er hat dazu bei unsern deutschen Muckern
Tagtäglich jezt genug Gelegenheit.
In dieser Zeit, wo die Zensur beflissen,
Zu hemmen stets den geistigen Verkehr,
Da könnten wir ihn doch nur schwer vermissen . . .
„Nein, alter Fritz, Du ziehst nicht über's Meer!“

(Jugend).

Das verlorene Krönlein.

Eine deutsche Volksweise.

Mutter sprach zur Tochter fein:

„Sted' fest ins Haar Dein Krönlein!

Kommt ein böser Wirbelwind

Und nimmt das Krönlein Dir, mein Kind,

Kannst Du nicht mehr Prinzessin sein.“

Doch Prinzlein lachte bloß,

Stedt den goldenen Reifen los

In die Haare, tanz' und sprang

Zuchheidi, den Hain entlang

Ueber Wies' und grünes Moos.

Wirbelwind kam voller Lüd',

Nahm das Krönlein im Augenblick

Und fuhr mit ihm, hurra busch,

In den wilden Dornenbusch —

Niemand holt's daraus zurück.

(Jugend).



Purvo im Paradies.

Rumänische Zigeuner-Skizze von A. Flachs.

(Nachdruck verboten.)

Purvo war aufs höchste entrüstet, daß im ganzen Dorf Ghioceni Menschen, Pferde und Ochsen sich des besten Wohlseins erfreuten. Wie sollte er heute den eigenen Hunger und Durst, sowie die analogen Empfindungen seiner Frau und der elf Kinder stillen, wenn er keine Gelegenheit hatte, seine Kunst als Zahn- und Tierarzt auszuüben?

„Und Pferde zu behufen,“ dachte er, während er in der Sonnenglut durchs Dorf zog, „gibt es jezt auch nicht, noch irgend eine Schmiedearbeit zu verrichten. Wenn's wenigstens Sonntag wäre, da könnte ich in der Schenke aufspielen und etwas verdienen. Ach, wenn ich jezt ein Kaiser wäre, ich kaufte um 5 Francs Knoblauch, um 2 Francs Brod und um 20 Francs Schnaps!“

Purvo war auf der schönen Wiese neben dem Dorf angelangt und schlug den Pfad ein, der zum Flusse hinabführt. Plötzlich blieb er überrascht stehen: im Schatten einer Buche am Ufer lag ein schmerbäuchiger Bauer in tiefem Schläfe, daneben ein wohlbeleibter Reisefack. Der Zigeuner betrachtete eine Zeitlang voll Nahrung den Schlafenden und den Rucksack.

„So mag es im Paradiese alle Tage sein, daß man volle Säcke neben schlafenden Eigentümern findet,“ seufzte er; „auf Erden aber passiert einem solch Glück höchst selten!“

Er schüttelte die sentimentale Anwandlung halb ab, näherte sich leise, leise dem Rucksack und bewerkstelligte in wenigen Minuten die Umladung einiger darin befindlichen Viktualien in seine Hosentaschen; da diese nicht alle Herrlichkeiten aufnehmen konnten, so öffnete er vorn an der Brust das Hemd und benutzte den so gewonnenen Hohlraum als Kolonialwarenmagazin. Ein wenig Angst hatte Purvo freilich vor den etwaigen Folgen der Entdeckung dieses Besitzwechsels; er tröstete sich aber: „Woher weiß ich denn, daß diese Reisetasche gerade diesem Schlafenden gehört? Vielleicht schnarcht der da schon seit vier Stunden und ein anderer ist später dazu gekommen, hat sich zur Raft hingelegt, ist dann weiter gezogen und hat seinen Sack vergessen. Und den habe ich nun gefunden. Muß ich denn so klug sein wie ein Polizeimann? Der Herr Rotar, der würde freilich gleich erraten, daß der Schlafende und der Sack zusammengehören. Ich aber bin bloß ein dummer Zigeuner, der sich auf solche Spitzfindigkeiten nicht versteht. Gefunden ist gefunden — das weiß ich. Also was habe ich, Gott sei Dank, gefunden? Einen fastigen Speck, einen fetten Käse, drei Paar Blutwürste, zwei Flaschen Schnaps, eine Flasche Essig, eine Flasche Leinöl, ein Töpfchen Wagenschmiere, drei Brode, — aber halt, da sind ja noch 6 Eier! Wo bringe ich die unter, daß sie nicht zerbrechen?“

Purvo kratzte sich dreimal hinter den Ohren und wußte sich nun Rat. Er zog die lange, schwarze Pelz-

mitte ab, legte sie mit der Öffnung nach oben auf die Erde, füllte die Höhlung mit Schlamm, plazierte die Eier, bog vorsichtig den Kopf hinab in die Nähe, zog diese behutsam über die Ohren und richtete sich langsam wieder auf.

Während dieser Operationen hatte Purvo den schlafenden Bauer stets im Auge behalten; der hatte einen gesunden Schlaf. Der Zigeuner füllte nun den Sack mit Steinen und Moos, damit der Bauer beim Erwachen nicht gleich die Wandlung der Dinge erkenne und ihm nicht etwa nachsehe. Als auch diese Prozedur gründlich vollzogen war, machte sich Purvo auf den Heimweg.

Mit glückstrahlendem Gesicht trat er in die Hütte. Seine Gemahlin Sultana erkannte sofort, daß Purvo ein gutes Geschäft gemacht haben mußte. Frau Sultana und ihre elf Sprößlinge lagerten sich, von Neugier gestört, auf den Leimboden; in der Mitte hockte Purvo und holte lachend ein Stück um das andere aus dem Hemdmagazin und den Hosentaschen hervor.

„Bist doch ein tüchtiger Mensch!“ ließ sich ab und zu Frau Sultana vernehmen.

Bezüglich der Wagenschmiere erhob sich zwischen dem Ehepaar eine Meinungsverschiedenheit. Sultana bestand darauf, daß der schöne, schwarze Brei, weil er dem Verderben nicht ausgesetzt sei, für schlechtere Zeiten aufbewahrt werde, während Purvo eine sofortige Verspeisung des Lederbissens wünschte. Ein Schimpfwort gab das andere, die Debatte wurde immer heftiger, schließlich ergriff Sultana mit energischer Hand eine Kasserole und ließ sie auf ihres Gatten Haupt niederstürzen. Purvos Angstruf „Halt ein — die Eier!“ kam zu spät, denn schon ergossen sich schwarz-weiß-gelbe Fluten über des Zigeuners sonnengebräuntes Gesicht. Purvo's seelischer Schmerz über die ungenossen vernichteten Eier war so groß, daß er den kostbaren Inhalt des Töpfchens Wagenschmiere auf Sultana's Gesicht entleerte. Als die Zigeuner-Kangen, die sich der Tragweite dieser volkwirtschaftlichen Katastrophe nicht bewußt waren, die farbenbunten Gesichter von Vater und Mutter erblickten, brüllten sie vor Heiterkeit. Das gab den Alten die Fassung wieder, sie küßten sich zur Versöhnung und nun saß die Familie wieder einträchtig auf dem Boden, und die Viktualien verschwanden in erstaunlich kurzer Zeit. Dann erhob sich Vater Purvo, um Champagner zu bereiten, wie er sich ausdrückte. Er leerte den Inhalt der Schnaps-, Essig- und Leinölfaschen in einen großen Krug, tat noch etwas Wasser und ein paar Stüchchen Zucker dazu, schüttelte den Krug eine Weile, und der Zigeunerchampagner war fertig. Der Krug wanderte von Mund zu Mund.

Eine halbe Stunde später lagen Sultana und ihre Nachkommen auf dem schmutzigen Boden der Hütte in tiefem Schläfe. Purvo, der sich draußen, auf einem weichen, warmen Dünghaufen bäuchlings hingestreckt hatte, schnarchte so kräftig, daß einige Dorfschweine, durch die Töne irreführt, herbeieilten, in dem festen Glauben, ein Genosse ihres Geschlechtes hätte sie herbeigerufen. Der Gott der Träume näherte sich dem Lager Purvos und entführte ihn dahin, wohin er sich seit langem schon sehnte — ins Paradies.

Als Purvo das Paradies betrat, wollte er seinen eigenen Augen nicht trauen — stand da Mihai, der Polizeimann von Ghioceni, und begrüßte ihn durch achtungsvolles Salutieren, statt ihm, wie dies auf Erden üblich war, einige Prüffe zu geben. Purvo gefiel sich in der neuen Rolle eines Herrn und urplötzlich überkam ihn sogar Mut — er versetzte dem biedern Mihai eine schallende Ohrfeige, entfloß aber, über seinen Selbstenmut entsetzt, so rasch, als er konnte. Er blickte einmal scheu und ängstlich nach hinten, und sieh da — Mihai ging lächelnd auf und nieder. Nun ward es Purvo klar, welche Bewandnis es mit dem Paradies hat: Alles, was auf Erden durch Gesehe verboten wird, ist hier gestattet, und die Zigeuner spielen hier die Herren. „Schöne Einrichtung!“ dachte Purvo und ging, neugierig umherblickend, weiter.

Er kam an einen mächtigen, rauschenden, kristallhellen Fluß, der einen eigenartigen Wohlgeruch ausströmte — es roch nach 95grädigem Kornschnaps. Purvo maß mit einem raschen Blick die Tiefe des Flusses, dann ging er vorsichtig so weit hinein, bis ihm das gebrannte Wasser in den Mund lief. Hei, hei, wie schmeckte das herrlich!

Nachdem er seinen Durst für 8—4 Wochen gestillt hatte, krieg er ans Ufer, schwammte weiter und gelangte in den Speisesaal des Paradieses. Auf breiten Tischen standen zahllose Schüsseln mit Delikatessen: Knoblauch, Wagenschmierre, Zwiebel, Speck, Schwarzbrot und dergl. Und silberne Teller, silberne Löffel gab es die Hülle und Fülle, und kein einziger Wächter war sichtbar. Purvo stärkte sich für mehrere Wochen. Als er die Tafel verließ, nahm er einen Teller und sechs Löffel mit. Da trat auf ihn ein Kellner zu und begehrte Rückerstattung des gestohlenen Gutes. In demselben Augenblicke erschien jedoch des Dorfes Ghloceni redlicher Hüter und bedeutete dem Kellner, den „Herrn Zigeuner“ unbehelligt zu lassen. Purvo grinste glücklich und schlug sich — „sicher ist sicher,“ dachte er — rasch seitlich in einen dichten Wald.

Hier begegnete er dem Dorfnotar von Ghloceni, der schleunigst den Hut abzog und vor Purvo devote Verbeugungen machte. Purvo erinnerte sich der vielen Schläge, die ihm „unten, auf der häßlichen Erde“ seitens des strengen Beamten zu teil geworden, holte aus der Hosentasche eine große Nadelzange hervor und zog dem jammern den Dorfnotar fünf gesunde, kräftige Zähne. Als die Operation zu Ende war, meinte mit süßsaurer Miene der Notar: „Herr Purvo haben sich wohl sehr angestrengt. Tut mir wirklich leid, aber Herr Purvo werden einsehen, daß ich nichts dafür kann, wenn meine Zähne so fest sitzen.“ Sprach's und verschwand unter Bücklingen im Walde.

Purvo, stolz darauf, im Paradies zu den oberen Reihentausend zu gehören und unter diesen einen so hohen Rang einzunehmen wie unten der Dorfnotar, ging dann erhobenen Hauptes weiter und gelangte auf eine Wiese, wo unter jedem der zahlreichen Bäume je ein Wanderer schnarchend schlief und neben jedem ein feist gefüllter Reisefack lag. Er hielt eine Weile Umschau, näherte sich dann leise einem Reisefack und begann dessen Inhalt in seine großen Taschen hintüber zu verfrachten. Da erschien Mihai und verbot ihm das. Purvo, vor Zorn purpurrot, reckte den Arm, um dem frechen Mihai mittelst eines Faustschlages die Meinung zu sagen. Doch Mihai war rascher, er versetzte Purvo zwei so kräftige Ohrfeigen, daß dieser aufschrie und erwachte. Er rieb sich die Augen und war im Begriffe, zu überlegen, ob er sich wohl noch im Paradiese befinde, als eine neuerliche, vermehrte Auflage der Ohrfeige von des löblichen Mihai löblicher Hand ihm die Gewißheit gab, daß er drunten, in Ghloceni weilte.

„Herr Mihai, warum schlagen? Ich hab's nicht getan!“ jammerte Purvo.

„Was hast du nicht getan?“ fragte höhrend der Dorfpolizist. „Woher weißt du, daß etwas geschehen ist, wenn du es nicht getan hast? Na, übrigens . . . vorwärts,“ . . . ein Puff . . . „rasch vorwärts“ . . . zweiter Puff . . . „in die Kanzlei, zum Herrn Notar“ . . . dritter Puff.

Der Notar machte kurzen Prozeß.

„Du, Purvo, du hast dem Bauern da, während er schlief, einen Sack mit Viktualien gestohlen!“

„Daß Gott bewahre . . . ich habe den Sack gefunden!“

„Wo denn?“

„Draußen, auf dem Ufer lag er herrenlos . . .“

„Aber daneben lag doch der Bauer . . .“

„Den habe ich nicht gesehen . . . ich bin kurzsichtig!“

Der Notar hielt Purvo ein spanisches Rohr unter die Nase und fragte ihn:

„Stehst du, was ich da habe?“

„Ehrwürdiger Herr Notar, nein.“

„Nun, dann spür's!“ rief erbozt der Notar und ließ das Rohr auf Purvo's rückwärtigem Körperbau spielen.

„Jetzt sehe ich, 's ist ein Stod!“ meinte melancholisch Purvo, „und ich erinnere mich jetzt auch, ja, neben dem Sack lag auch der Bauer.“

„Nun siehst du, lieber Purvo, das ist schön von dir, daß du's freiwillig gestehst . . . 14 Tage Arrest . . . Marsch!“

Als Purvo im Dunkeln saß, sagte er sich voll Genugtuung: „Aber in Schnaps gebadet habe ich doch, dem Notar die Zähne gerissen auch, dem Mihai eine Ohrfeige gegeben auch, Silber gestohlen auch, 's war doch schön im Paradies!“

Der Times.

Heimwärts zogen, reich beladen,
Uns're Schiffe, ruhmessüchtig,
Von den feindlichen Gestaden
Sah man keinen Schatten mehr.
Castro war zu Kreuz gekrochen,
Wie uns Bienen das versprochen,
Und der Frieden in der Welt
War aufs neue hergestellt.

Uns zur Seite schwimmend schossen
Englands Schiffe auf das Land,
Weil uns, wie zwei Fuchsgenossen,
Castros böser Sinn verband.
Liebe war auf beiden Seiten
Nicht der Grund zum Bundesstreiten,
Doch den echten, wahren Grund
Thut uns wohl die Zukunft kund.

Nun, die Sache war geschlichtet,
Auch vergessen war sie schon,
Aber zornig ausgerichtet
Stand dort drüben Bitter John.
„Himmel“, rief er, „das ist schändlich,
Das ist mehr als unverständlich,
Daß uns Deutschland, wie man sieht,
So im Schlepptau nach sich zieht.“

Da sprach Lansdowne: „Kinder, Letue,
Seid doch nicht so desperat,
Mit Gefühlen bringt man heute
Auf die Beine keinen Staat.“
Doch die alte „Times“ (bekanntlich
Immer etwas schwiegertantlich)
Kreischte: „Ha, ich traue dir nicht!
Du bist auch so 'n Bösewicht!“

„Nein, ich will die Mästern blähen,
Ich will hegen, wie verdreht,
Zwietracht säen, schmähen, krähen,
Bis der Athem mir vergeht.
Denn trotz Singer und trotz Bebel
Dreht uns einst bei Nacht und Nebel
Deutschland noch den Kragen um.
Darum schaudre, Publikum.“

Und durch ihrer Brille Fenster
Blickt die Alte wild umher,
Teufel sieht sie und Gespenster
Und nichts and'res sieht sie mehr.
Sieht auch nicht, wie immer dreister,
Böse, kaum verbannte Geister
Uns von allen Seiten nah'n.
Ach, da reißt kein großer Plar

Muthig kämpfen wir um Kleines
Doch das Große läßt uns kühl,
Glücklich in der Welt des Scheines
Steuern wir durchs Marktgewühl.
Und wir lernen still, bescheiden
Wieder dulden, wieder leiden. —
Times, nun freut mich, was du sangst
— Gott erhalte dir die Angst! —

Ban-Ban.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Der gummierte Gut.

Herr Friedrich Werner, ein alter Junggeselle, steht wegen vorsätzlicher Sachbeschädigung vor dem Richter. Er murmelt etwas vor sich hin, während er mit dem Kopfe schüttelt.

Richter: Was murmeln Sie denn eigentlich in einem fort? Angekl.: Ich murmle ja gar nicht. Ich murme bloß jezen mein Schicksal, det id, een bis achtunsechzig Jahre unbescholtmet Erdenwurm nu zu't Verbrechertum jestempelt bin un uf meine olen Tage zu'n Auswurf von de Menschlichkeit jehören dhue un als bestraftet Subjekt in't Jenseits rutichen muß.

Richter: Wie kamen Sie denn eigentlich dazu, im Lokal des Herrn P. eine solche Scene aufzuführen.

Angell: Herr Gerichtsrath, wenn Sie 'n menschliches Fühlen in Ihre Brust der Gerechtigkeit ha'm, denn lassen Sie mir sagen, wieso daß ich so jejen de Jeseje un jejen det neie bürgerliche Jesejbuch mir verjangen habe. Ich jeseje mit wahrer Reue in, det id mir an den Cylinderhut von den Budiker een Attentat erlaubt habe, indem id den Hut von Najel jerissen hab und ihn, den Hut nämlich, daunjeniert habe, det er höchstens noch for en'Romebje zu gebrauchen war, der Hut nämlich.

Richter: Waren Sie betrunken?

Angell: Rec, nich in Jeringsten, aber de Nacht vorher. M' Dach vorher war id bei de Hochzeit von mein Vetter seine Tochter. Dazu hatte id mir 'ne nipel-najelneie Angsttröhre zuselegt for zwölf Meter, se war mir 'n bisken zu reichlich uf'n Kopp, aber der Hutmacher, der Koppschuster hatte Papier mang det Schweizleder jeselecht und da jing et. Die Hochzeit war so jejen zwelben alle un uf'n Zuhauseweg krichte id'n Brand in de Kehle, wa hatten uf det Fest 'n bisken derbe jepichelt. Ich jing also noch in det Lokal von den Budiker un ließ mich ne kleine Weiße verabreechen, id drank eenmal un dann muß id wol 'n bisken jepenut ha'm. Denn wie id uffewacht bin, war't eens un der meente, id mißte zu Wattern jehen. Davon stand nu bei mir nisch drin, denn wie jesacht, id bin noch lebich. Da brachten mir ooch schon zwee junge Leute mein neuen Cylinder un se drickten mich den Hut mächtig uf meine Nase. Wie Se seh'n, ha't keene Haare nich mehr, früher hatt' id Voden. Wie id nu zu Hause komm', will id de Angsttröhre runder nehm' von Kopp, aber keene Möchlichkeit nich, der Hut kleppte uf mein Deek wie anjellektert. Ich mußte mir mit'n Cylinder in't Bette lejen. An andern Morjen ruf id mir de Wirthsfrau rin, die kriecht'n ooch nich raus, nämlich mein Kopp aus'n Hut un erscht nachdem se'n mit heeket Wasser uffewacht hatte, schälte se den Filz von meine Nase ab. Nu ja id, un ooch meine Wirthen, det se mir Jummikum Karabijum ringejossen hatten un det konnte blos in de Budike jewesen sind. Nu wollte id nadierlich von den Budiker meine Angsttröhre erscht ha'm, weil er saachte, er wißte nisch von, wurde ich fuchtig un habe seine Angsttröhre, een ollen Quartalsbedel, der jrabe da zu hungen that, entzwee jerissen.

Richter: Das durften Sie nicht dhun.

Der Angeklagte wird zu 20 M. Geldstrafe verurtheilt.

Angell: Da jehet et ja noch, id hatte mir schonst uf Blöken je jespikt. Aber in 'ne Angsttröhre sieht mir keen Mensch mehr, nich mal zu't Bejräbnis, un wenn't mein Eijnes wär.



Unmöglich.

„Sag einmal, warum ist denn eure Studentinnenverbindung so schnell wieder eingegangen?“

„Na, bedenke doch, nach § 3 der Statuten mußten alle Mitglieder die gleichen Hüte tragen.“

Schlimme Erinnerung.

Frau: „Hättest Du mir nicht das Leben gerettet, ich hätte Dich nie geheirathet.“

Mann: „Schweige doch, sonst habe ich auch noch Gewissensbisse!“

Immer schneidig.

Leutnant (vor dem Schaufenster einer Buchhandlung): „Die Waffen nieder!“ — Bertha von Suttner . . . Na ja, kann selbstredend nur Dame gewesen sein. Schneidiger Kerl hätte einfach gesagt: „Jewehehr — ab!“

Rassende Bezeichnung.

Herr (zum Dorfbarber, der ihn während des Rasirens wiederholt geschnitten hat): „Was, das nennen Sie rasiren? Das ist ja die reinste Vivisektion.“

Boshaft.

Bassifist (renommirend): „Ist das möglich, wie ich heute sang ist in meiner Wohnung ein Fenster zersprungen!“

Freund: „Om, hast Du auch genau nachgesehen ob's nicht vielleicht von draußen eingeworfen worden ist?“

Dein Wunder.

Der Sportberichterstatte: „Wie heißt der Spieler, der dem Goalwächter den Kopf eingetreten hat?“

„Fritz Neumann.“

„Und was ist er in seinem Privatleben?“

„Theaterkritiker.“

Alflug.

Vater (nachdem er eben einen Versicherungsagenten abgefertigt): „Der Kerl läßt mir keine Ruhe, bis ich die Kleine in die Aussteuerversicherung eingekauft habe!“

„Papa, der will mich gewiß später heirathen!“

Jägerlatein.

Oberförster: „Denken Sie nur, meine Herren, als meine Frau heute beim Abendbrod meinem Vadel kein Stüd Wurst gab, fiel der Kerl um und — stellte sich ohnmächtig!“

Kindlich.

„Siehst Du, Gretchen, das sind Eisbären.“

„Ach, gibt es auch Vanilleeisbären?“

Neueste Theebereitung.

Herr: Pfui Teufel! Wie schmeckt denn der Thee?“ — Frau (zur Köchin): Auguste, was haben Sie denn mit dem Thee gemacht?“ Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen ihn gerade so ansüßten wie den Kaffee!“ — Auguste: „Allerab so hab' ich's gemacht, gnädige Frau, ich müßt nur a bißl z'viel Sigorien derwischt habe.“

Diskretes Dienstmädchen.

„Sind heute früh Briefe gekommen, Marie?“ — „Nur eine Postkarte, Madame!“ — „Von wem ist sie?“ — „Ab: Madame, glauben Sie, ich lese Ihre Postkarten?“ antwortete die Küchenfee beleidigt. — „Vielleicht nicht. Wer mir indes eine Mitteilung per Postkarte zuschickt, der ist allemal dumm und unverschämt.“ — „Entschuldigen Sie, Madame,“ sagte da das Mädchen stolz, „das scheint mir aber nicht die beste Art zu sein, über seine eigene Mutter zu sprechen.“

Aus den „Tit Bits“.

Graf (zum Vater seiner Verlobten, einem reichen Bankier): „Also, Sie wollen Ihrer Tochter nur 400,000 Mark Mitgift geben! Ich darf Sie darauf aufmerksam machen, daß vierundzwanzig Ahnen sich im Grabe umbrehen werden, wenn ich eine Bürgerliche heirathe.“

Hausherr: „Die Köchin hat mir einen Brief geschrieben, worin sie mich um mehr Lohn bittet.“

Herrin: „Nun, findest Du das nicht in der Ordnung?“

Hausherr: „Nein, mir gefällt der Brief nicht, weil sie darin die Unwahrheit gesprochen hat.“

Herrin: „Wieso?“

Hausherr: „Sie hat ihn unterzeichnet: Ihre gehorsame Dienerin.“

Rosie: „Ich möchte, daß ich ein Vöglein wär.“

John: „Damit Du in meine Arme fliegen könntest, nicht wahr?“

Rosie: „Nein, dann würde ich doch keine Zahnschmerzen haben.“

„Bobby“, sagte die Mutter zu dem kleinen Unverbesserlichen, „sobald Dein Vater heute Abend nach Hause kommt, bekommst Du eine tüchtige Tracht Prügel.“

„Bitte, sage es dem Vater nicht,“ erwiderte der kleine Taugenichts in einem reinigen Tone, „Vater ist immer so müde, wenn er nach Hause kommt.“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil V o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur M o r i z S c h a e f e r, Wiesbaden.